

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 1

Artikel: In principio erat verbum : Sprache als Zeichensystem und Zeichensetzung
Autor: Halter, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-165157>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ernst Halter

In principio erat verbum

Sprache als Zeichensystem und Zeichensetzung

In der Spätphase des französischen Symbolismus wird die kantische Skepsis gegenüber dem Wahrheitsanspruch der menschlichen Sinneswahrnehmung auf die Sprache übertragen, die man bisher unreflektiert als hinreichendes Benennen begriffen hatte. Der kritische Funke springt in Mallarmés Bemerkung «*une rose n'est pas une rose*». Interpretierend übersetzt heisst dies: Das Wort «Rose» deckt die Blume nicht ab, die es bezeichnet; die vier Buchstaben und drei Sprachlaute haben mit der Pflanze, ihren Wurzeln, Stengeln, Blättern, Blüten, deren Duft und Farbe, nichts gemeinsam. Unser Sprechen ist ein Tun-als-ob: als ob wir mit unsern Worten, unsern Begriffen – die erst noch von Sprache zu Sprache verschieden lauten, ja, verschieden definiert sind – die Welt erfassen könnten. Die Welt jedoch, die Wirklichkeit, ist aussersprachlich. Sie entzieht sich unserem Sagen, das nur ein System von Zeichen, von Symbolen ist. Sie spottet jeden denkbaren Zeichensystems. Sprache, das ist der vom Schöpfer verhöhnte Turm zu Babel.

Für Mallarmé war die Konsequenz dieser unbestreitbaren Tatsache eine Autonomieerklärung der Sprache, genauer: seines persönlichen dichterischen Sprechens. In seiner Dichtung wird der Rückzug der Sprache auf sich selbst vollzogen. Hinreichend sprechen und kommunizieren lässt sich einzig über die Sprache selbst. Sprache wird zum Thema der Dichtung. Sie wird als andere Wirklichkeit erkannt und in den Status und die Würde einer autonomen Schöpfung erhoben. Dies kommt einer Absage an Sinn und Deutbarkeit der Wörter aus dem Kontext der übrigen Wirklichkeit gleich. Im Geist des Sprechenden spaltet sich das Schöpfungsganze auf in einen chaotischen, letztlich unfassbaren Teilbereich namens Wirklichkeit und in einen unveränderbaren, vom menschlichen Geist geschaffenen Teilbereich namens Sprache, gebildet aus Lauten, Worten, Begriffen und Schriftbildern. Das Zeichensystem Sprache als – erhoffte – zweite Mathematik.

Rund anderthalb Generationen später schreibt die Amerikanerin Gertrude Stein, ebenfalls in Paris, eine Replik auf Mallarmés Grundsatzerklärung. Ihr Gedicht ist nicht weniger lakonisch: «*A rose/is a rose/is a rose.*» Ein Manifest. Eine Deutung soll am Schluss versucht werden. Denn diese beiden Aussagen stecken das Feld ab, über das hier zu sprechen ist.

Zu Mallarmés Lebzeiten vollzieht sich auch in der Malerei einer der entscheidenden Brüche – und zwar in Paul Cézannes langwierigem Kampf

um die Abstraktion von der Perspektive, um die Einbindung des Bildinhalts in die Malfläche. Für Cézanne ist die Perspektive – nicht viel anders als für Mallarmé das naiv benennende Sprechen – eine Vorspiegelung falscher Tatsachen, ein Tun, als ob es eine konkrete Übertragung von Realität auf die Malfläche gäbe. Dieses seit der Renaissance meisterlich gehandhabte Täuschungsmanöver hat es den Künstlern erlaubt, sich um die eigentliche Aufgabe der Malerei zu drücken: dem Betrachter vor Augen zu führen, ihm bewusst zu machen, dass er sich in einer Welt der symbolischen Formen, der Zeichen, bewegt. Und zwar nicht nur beim Betrachten eines Bildes, sondern im Lebensvollzug überhaupt. Dem Bild kommt die Funktion eines Katalysators dieser Erkenntnis zu. Und wenn Jahrzehnte später *Ben Vautier* einen Apfel malt und den Satz «*Ce n'est pas une pomme*» daruntersetzt, dann sagt er, nunmehr mit etlicher Verspätung, dasselbe: Was der Betrachter vor sich hat, ist kein Apfel, sondern mit Farbe überstrichene Leinwand.

Der Nachweis einer parallelen Entwicklung liesse sich auch für die Musik führen, beginnend mit der Auflösung der Tonalität in *Wagners Parsifal* und beim späten *Liszt*, dessen düstere Klangcluster in Weimar entstanden sind. Doch zurück zum Thema.

Sprache also ist durchaus wirklich, wirklich als Schöpfung des menschlichen Geistes. Mallarmé betont genau diese Eigenschaft. Sie ist jedoch ein erdgeschichtlich in letzter Sekunde entwickelter Zweig der Wirklichkeit. Wirklichkeit bedarf der menschlichen Sprache als Zeichensystem also nicht oder nur sehr bedingt, insofern sie auch die Wirklichkeit des Menschen ist. Sie hat Hunderte von Millionen Jahren ohne Französisch, Spanisch und Chinesisch sich selbst genügt. Doch – was Mallarmé noch nicht wissen konnte – das organische Leben hat im Laufe seiner Entwicklung unzählige Zeichensysteme geschaffen, etwa den Gesang der Vögel, die Düfte der Blumen, die Paarungsriten der Tiere, deren Sinn und Bedeutung die Biologie allmählich entschlüsselt.

Die vom Menschen geschaffenen Zeichen jedoch sind anderer Art. Sie beginnen die Wirklichkeit, zu deren Erfassung und Ordnung sie ursprünglich geschaffen wurden, allmählich zu verändern. Nicht nur überlagern und verfälschen sie sie, so dass es mit Mallarmé das Beste wäre, sie aus der Wirklichkeit wieder abzuziehen: Sie beginnen die Realität auch weiterzuentwickeln, umzuschaffen. Der «*Homo faber*», das symbolbildende, reflektierende, werkzeugschaffende Wesen, bemächtigt sich ihrer als Demiurg.

Martin Heidegger hat klargelegt, dass Sprache dem Weltbegriff des einzelnen grundsätzlich vorgesetzt ist und dessen Verhalten zur Wirklichkeit in hochspezifischer Art beeinflusst. Was *Kant* noch abstrakt formuliert hat: «*Anschauungen ohne Begriffe sind blind*», das konkretisiert sich im Heideggerschen Denken. Ein Bauer zum Beispiel wird eine offene Landschaft unter dem Aspekt des Futter- oder Getreidebaus betrachten; ein Städte-

planer wird die natürlichen Gegebenheiten daraufhin prüfen, wo er die Verkehrsstränge bündeln und die Wohnviertel anlegen kann; ein Offizier wird sie nach Möglichkeiten für Artilleriestellungen oder Guerillakriegführung absuchen; einen Jogger interessieren die weniger belastete Luft und die Verkehrsfreiheit der Feldwege.

Doch zum Demiurgen Mensch gehört nicht nur die Betrachtung, die Fassung in Zeichen oder die Verwendung des bereits Vorhandenen, sondern die Erzeugung von Neuem, noch nie Dagewesenem, von Werkzeugen und Gegenständen.

Im technischen Bereich ist der Mensch als Sprachschöpfer wohl am erfolgreichsten gewesen, weil, so ist zu vermuten, Werkzeug und Werk sich oft gleichzeitig mit der sie benennenden Sprache, zum Teil sogar mit ihrer Hilfe oder unter Beizug anderer menschlicher Zeichensysteme, zum Beispiel der Mathematik oder Physik, entwickelt haben. In der *techné* ist die scheinbare Deckungsgleichheit von Ding und Bezeichnung am weitesten entwickelt worden. Wir alle haben einmal mit einem guten Handwerker gesprochen und sind von der stupenden Treffsicherheit des Fachwortschatzes überrascht und beglückt worden. Ein Höhepunkt der Symbiose von *techné* und Sprache sind die Beschreibungen von Maschinen.

Jedem Fachgebiet seine Sprache oder Sprachvariante, die sich meist mittels Metaphern aus einem hypothetischen Gemeinsprachgebrauch entwickelt hat. Markant ist etwa die sexuell aufgeladene Militärsprache, die mehrfach untersucht worden ist. Eine der grossen Sprachleistungen, erbracht in den letzten Jahrzehnten, ist die Herausbildung der linguistischen Fachsprache. Die französischen, amerikanischen und englischen Strukturalisten haben unvergleichlich viel mehr Fingerspitzengefühl und Sprachgenauigkeit bewiesen als ihre Kollegen vom Fach Soziologie.

Immer aber – und wie genau sie auch sei – behält die Sprache ihren Zeichencharakter, ist niemals das Ding, das sie vorgibt, ist einzig dessen Symbol. Sprache, die es unterlässt, sich in diesem Punkt unablässig ihrer selbst zu vergewissern, wird eigenmächtig, beginnt die aussersprachliche Wirklichkeit zu vergewaltigen. Sie verkommt zur Soll-Sprache, die sich, nicht viel anders als idealistische Ethiken, nicht darum kümmert, «*ob und auf welche Weise daraus wirkliche Verhaltensweisen gemacht werden können*» (Gerhard Szczesny: *Das sogenannte Gute.*).

Betrachten wir den scheinbar harmlosen Begriff «*Erholungszone*». In der Praxis umschreibt er die auf Orts- und Regionalplänen freigehaltenen Flächen, die keiner oder nur einer extensiven Nutzung unterliegen; in Städten etwa Parks, Sportanlagen, Wasserläufe, in ländlichen Gebieten Wälder, Weiden, sogenanntes Ödland, also Berge, Gletscher, dann Seen, Naturschutzgebiete und extensiv bewirtschaftete landwirtschaftliche Flächen. Der Begriff «*Erholungszone*» impliziert, dass alle diese Reste von mehr

oder weniger natürlich gebliebener Natur zur Erholung des Menschen geschaffen seien, dieser zu dienen hätten. Konkret: die Frösche in den Weihern so gut wie die Geröllhalden in den Hochtälern, m.a.W. das bis heute erst ansatzweise erforschte Geflecht des Bios, wird als Mittel zur Erholung des Menschen vom selbstproduzierten Alltagsstress verwendet, eine Ungeheuerlichkeit, die jeden Eingriff rechtfertigt, von der Planierung von Skipisten im alpinen Schwingelrasen bis zum Naturlehrpfad ins Rohrdommelried, falls dadurch die Erholungsfunktion für den Benutzer Mensch verbessert werden kann.

Auch der Mensch, als Träger seines persönlichen Lebens und desjenigen seiner Nachkommen, gehört zur aussersprachlichen Wirklichkeit. Konsequenterweise müsste die Sprache der Politik, die sich mit den Beziehungen des einzelnen zum Staat und der Staaten untereinander befasst, sich mit besonderer Gründlichkeit ihrer selbst vergewissern. Unkontrolliertes Wuchern von Politjargons hat verhängnisvollste Auswirkungen gezeitigt. In Deutschland, erst recht in dessen östlicher Hälfte, hat man allzuspät erkannt, welchen Schaden eine Soll-Sprache der Politik anrichtet, die sich nicht darum kümmert, wie willkürlich und fragil der Bezug ihrer Worte zur Wirklichkeit geworden ist.

Die Sprache des Unmenschen ist eingehend untersucht worden. Eines ihrer Kriterien ist die vorsätzliche Uneigentlichkeit ihres Benennens. Sie lebt vom Umschreiben, Kaschieren, Verschweigen. Die Planer des Holocaust haben sich gehütet, ihre wahren Absichten je beim Namen zu nennen.

Eine nahe verwandte Spielart der Sprache des Unmenschen hat in der untergegangenen DDR geblüht. Ihr Thema: die Zementierung des Scheins, des scheinbaren Bruchs mit der nazistisch-totalitären Vergangenheit, des scheinbaren Vollzugs der proletarischen Revolution, der scheinheiligen Friedfertigkeit ihrer Mittel und Zwecke, der scheinhaften Menschenfreundlichkeit. Aus einer systematischen Todesfalle wurde so der «*antifaschistische Schutzwall*». Besonders unerträglich tönt diese Sprache in gewissen politischen Gedichten.

In der DDR ist mit deutscher Gründlichkeit Begriff für Begriff umgedeutet, ja ins Gegenteil des ursprünglich intendierten Sinns verkehrt worden. Die späte DDR präsentierte ihre offiziöse Sprachwelt als lähmende Litanei des ein für allemal als wahr Erkannten. Wer weiss, vielleicht wurde hier zum ersten und einzigen Mal, dank einer Arbeit von vierzig Jahren, Mallarmés Forderung einer totalen Autonomie der Wörter Wirklichkeit.

Seien wir jedoch nicht einäugig. Weite Teile des westlichen Reklamebusiness leben von der einer Verführung und Konditionierung des Konsumenten dienenden Umdeutung gewisser Begriffe, die zumindest in den Hirnen vieler Reklamemacher entweder Reizwörter sind oder Grundwerte sogenannter Lebensqualität verkörpern.

In der auseinandergebrochenen Sowjetunion konnte man einer leicht anders gelagerten Form der Verselbständigung der Sprache innerhalb eines als wahr und endgültig erachteten, also erstarrten Begriffsfelds begegnen. Es konkretisierte sich in der Tradition, an allen wichtigen öffentlichen Gebäuden und Fabriken riesige Agitprop-transparente anzubringen. So hat der tausendfach wiederholte Slogan «*Slawa trudu!*» (*Es lebe die Arbeit*) den Verfasser zum erstenmal auf den drohenden technologischen, geistigen und ökologischen Kollaps dieses Systems aufmerksam werden lassen. Ein Staat, in dem Arbeit als Abstraktum und in ewiggleicher Manier angepriesen wird, ohne dass die Frage erlaubt, ja nur denkbar wäre, was denn und wie gearbeitet werden und welche Folgen Arbeit haben könnte, ist in Gefahr. Was in der Sowjetunion unter Arbeit verstanden wurde, war dann in den Kunstmuseen unter «*Zeitgenössische Malerei*» zu besichtigen: ein ebenso geistloses wie herkulisches Im-Griff-Haben und Vergewaltigen von Massen roher Materie, angefangen bei den Erntearbeiterinnen, die mit zum Singen aufgesperrten Mäulern ihre Hundertpfundgetreidesäcke schlepten, bis hin zu den Titanen aus Hephästs Schmiede, die Schienenstränge oder ungeheure Stahlkonstruktionen schweissten. Wo Bizeps Arbeit bedeutet, bestimmt geistloser Gigantismus die Produktion, «*Gosplan*» herrscht und führt sie ins Leere, in ein Sinnvakuum. Arbeit wächst sich zur Ökokatastrophe aus.

Wo die Zeichenhaftigkeit der Sprache vergessen, ihre Uneigentlichkeit im Bezug zur Wirklichkeit vorsätzlich gepflegt wird, setzt eine Erstarrung und Stereotypisierung ein, die in einer inhumanen Verkehrung der Werte und letztlich in der Liquidierung des Lebens endet. Einer Sprache unter Luftabschluss geht es wie jeder Konserve: Irgendeinmal kommt die Zeit, da sie tödliches Gift geworden ist. An diesem Ort soll die persönliche Bewunderung für einen deutschen Politiker nicht verschwiegen werden, der sich bemüht, eine politische Sprache zu reden, fast möchte man sagen, zu erfinden, die dieser Tatsache Rechnung trägt. Und unvergesslich ist die Stimme eines tschechischen Schriftstellers, der nach der Wende zum Staatspräsidenten gewählt wurde. Die Schöpfung einer humanen Politsprache ist ein nicht weniger herkulisches Unterfangen als das Schweissen einer Brücke über den Stillen Ozean.

Wenden wir uns dem sogenannten «*Normalsprecher*» zu. Er wird sich der Gefahren seines Sprachgebrauchs kaum je bewusst sein. Wir müssen versuchen, das zu begreifen.

Sprache hat eine ihrer Funktionen, diejenige der alltäglichen Verständigung, in jeder Sekunde und rund um die Erde wahrzunehmen. Wollten wir jedes einzelne Wort bedenken, würden wir auf *Swifts* fliegender Insel Laputa landen, deren Bewohner sich anstelle der Wörter, denen sie als ausgepichtete Philosophen misstrauen, die Gegenstände an den Kopf werfen, die sie in einem Sack mit sich tragen.

Die Gefahr für den Normalsprecher lauert in den heute zahlreicher denn je angebotenen Fertigverpackungen von Begriffen oder Wendungen. Wo diese den harmlosen Alltag zu strukturieren versuchen, ist höchstens gegen sie einzuwenden, dass ein Sprachgebrauch, der sich ausserhalb des Berufs auf ein entweder lustloses oder renommierendes Sich-entlang-Tasten am Kram, der auch zum Leben gehört, oder an den Gegenständen des sozialen Prestiges beschränkt, den Normalverbraucher von Sprache in einem horizontlosen sozialen und geistigen Umfeld festnagelt.

Dagegen muss sich jeder bewusste Sprecher der Aufgabe stellen, sprachliche Fertigverpackungen dort zu bekämpfen, wo sie die kulturellen und sozialen Interdependenzen, das Geflecht aus Autonomien und Abhängigkeiten, Rechten und Verpflichtungen, das erst eine humane Gesellschaft ermöglicht, in unzulässiger Weise vereinfachen. Es ist Blindheit, die Gewissensleistung im Bereich der «*Türkensäue*» und des «*Vergasens*» dem Sprachunterricht der Schule zu überlassen.

Unter Sprechern ist der Schreibende ein Zwitter. Meist ist er kein Fachmann – und wenn, dann weiss er um die Gefährdung durch seinen Fachjargon. Er ist aber auch kein Normalsprecher, denn das Wort «*ist sein Lebenszweck*».

Vermutlich steht am Anfang des Schreibens die kindliche Lust des Benennens. Der zukünftige Schriftsteller oder Dichter erscheint als einer, welcher der sprachformativen Phase (vom 2. bis 5. Lebensjahr) nie ganz entwachsen ist. Ihn beunruhigen die Worte. Der frühe *Günter Grass* etwa ist exemplarisch in seiner Nennlust. Starke innere Spannungen und Erregungen erhöhen fast immer die Sprachfähigkeit: Leidenschaft, Leid, Begeisterung, das Bedürfnis sich mitzuteilen, zu rühmen, das jeder visionären Schau innewohnt. Erinnerung sei an *Hölderlin* oder *Rilke*. Aber – und *Rilke* hat dies vorgelebt – es braucht grösste Selbstdisziplin, Geduld, Selbstkritik, damit die dünnen Fäden des Bezugs der Worte zur Realität nicht zerreißen, das Sprechen vom Lebensvollzug abhebt und, überspitzt gesagt, beim Horst-Wessel-Lied landet. Dann lieber noch, wenn auch nicht gern, die *Marseillaise*.

Da Literatur sich unseres alltäglichen Kommunikationsmittels, der Sprache, bedient, hat sie die positive Eigenschaft, leichter überprüfbar zu sein als alle Künste des Bildes, geschweige die Musik. Mogeleyen entlarven sich dem kritischen Leser meist selbst. Diese Nachprüfbarkeit hat Philosophen, Politiker und Kritiker immer wieder dazu verleitet, vom Sprachwerk gesellschaftlichen Nutzen, Hilfe beim Aufbau einer wie immer gearteten «neuen» oder «besseren» Welt, kurz Moralität im Sinne irgendeines Normenkodex zu fordern. Dies in Ost und West. Die Lektüre der literaturkritischen Essays von *Georg Lukacz* z. B. erweckt den Eindruck des Spiessrutenlaufens von Schriftstellern und Sprachwerken. Man wähnt sich in der Grundschule, und

die unartigen, zu massregelnden Kinder heissen *Storm*, *Grillparzer* oder *Stifter*. Der einzige Unterschied: sie können nicht auskneifen, wenn sie Taten bekommen. Ein Beispiel aus dem Westen: *Robert Minder*, damals der Germanist am *Institut de France*, hat 1967 im Gespräch die Gedichte *Eichendorffs* als «*Quatsch und Blödsinn*» abgetan. Der um die Erforschung der nazistischen Literatur hochverdiente Professor hatte unter der scheinbar so simplen, leichtverständlichen Oberfläche die zweite, bei Eichendorff fast immer mitschwingende Ebene der Gefährdung, Angst, Herzensbangnis übersehen, die *Schumanns* Vertonungen unvergesslich herausgearbeitet haben. Auf dieser dämmernd-nächtigen Ebene beweist Eichendorff untrüglichen Gespür für den gefährlichen und gefährdeten Auf- und Umbruch der Romantik, da nur die Seichten genau wussten, wohin die Reise gehen würde.

Der politische Zusammenbruch in Mitteleuropa im Jahre 1945, die unerträgliche moralische Last der «*Tausend Jahre*», das Bedürfnis nach Werten, die der im Berliner Sportpalast bejubelten Barbarei und Schlächterei diametral gegenüberstanden, die Suche nach Garanten einer neuen Ethik – sie alle haben den Künstler, vor allem den Schriftsteller, in die Rolle des *arbiter moralium* gedrängt. Und es ist klar, dass in einer zerrütteten Gesellschaft ein Schreibender diese Aufgabe nicht einfach von sich schieben kann. In der ehemaligen DDR sind die Schreibenden von Staats wegen zu Hütern der Moral des real existierenden Sozialismus avanciert. Soweit sie nicht ausgebürgert wurden oder in den Westen flohen oder sich unter Pressionen mit grösstem Mut als Gegenläufer im Samisdat über Wasser hielten, haben sie sich mit Geschick als Vor-, Mit- und Nachdenker, einige gar als Kritiker innerhalb der ideologischen Schranken um ihn verdient gemacht.

Der Schriftsteller als Gewissen der Nation: in der Bundesrepublik hat sich keiner in dieser Position derart ernstgenommen wie *Heinrich Böll*, und er hat für seine Haltung internationale Anerkennung gefunden. Die Aufwertung des Schriftstellers, seine Inpflichtnahme durch eine neu sich formierende Gesellschaft bergen jedoch eine Gefahr in sich. Nutzbringendes, verwertbares Sprechen geht seines schöpferischen Spielraums verlustig. Kronzeuge ist wieder *Heinrich Böll* – auch *Hesse* wäre hier zu nennen –, der, im Gegensatz zu *Bert Brecht*, dem wendigen, schwer zu fassenden Ironiker, an der Aufgabe, das Gewissen der Nation zu sein, als Schriftsteller gescheitert ist. Sein aufrichtiger Eifer hat ihn daran gehindert, die eigenen Position, das eigene Schreiben insistierend zu hinterfragen, so wie *Max Frisch* dies ein Leben lang durchgehalten hat.

Kritiker und Publikum sollten eines nie vergessen: dass die Qualität einer Sprache weder an ihrer dringlich-dinglichen Behaftbarkeit, noch an ihrer moralischen Bravheit zu messen ist. Sprache, die vom Schreibenden mittels Selbstzensur oder von seinen Mentoren ideologisch überwacht wird, ver-

kommt zur Dienerin an Systemen – faschistisch, kommunistisch, kapitalistisch, antiautoritär, feministisch, ökologistisch –, die, wie geschehen, innert Jahresfrist abgeschafft und zum alten Eisen geworfen werden können, wenn sie nicht gar im Giftschränk landen. Ein Sprachwerk, das sich nicht zuallererst auf das sprechende Ich bezieht, verliert seine Freiheit, seine freudige Subversivität, die allein es rechtfertigen als prekäres, schwankendes, vom Geist umgetriebenes und unersetzliches Medium der Mitteilung neuer Erfahrung, neuen Lebens. Es wird austauschbar.

Sprache als Spiel und Herausforderung, beginnend mit Kalauern, Witzen, Anekdoten, Limericks, endend bei der Utopie, etwa bei *Hölderlin* in den enormen Spannungsbögen seiner *«Vaterländischen Gesänge»* oder bei *Kleist* in der Unentrinnbarkeit des logischen Konnexes oder bei *James Joyce* im Lautwerden sämtlicher Schichten des Bewussten und Unter-, ja Unbewussten, des Über-Ich, des Ich und des Es: sie bedarf der Wirklichkeit genau so weit, dass sie etwas in ihr findet, was sich lohnt, zur Sprache gebracht, in Sprache verwandelt zu werden. Was – dies ist letztlich bedeutungslos; denn was immer sie ergreift, ein brisantes Tagesthema, das Teetrinken nachmittags um fünf, Ideen oder Visionen, Egriffenheit durch Liebe oder Hass oder Angst: es wird durch die Art und Weise, wie sie es vorbringt, zum Politikum, zu einer Angelegenheit der nach dem Mass des Menschen gewachsenen und geformten Polis. Das Leben einer so verstandenen Gemeinschaft wiederum bedarf einer solchen Sprache im höchsten Grad.

«*In principio erat verbum.*» Dichter und Schriftsteller zeichnen sich nicht durch Bibelgläubigkeit aus. Dennoch sind sie es, die diesen ersten Satz des Johannesevangeliums zur Basis ihrer Existenz machen. Sprache als Mittlerin von Erfahrungen und als Schöpferin von Welt. Wie sie diese in ihr schlummernde Fähigkeit, diesen Auftrag erfüllt, dies ist dem Sprecher, dem Schreibenden überlassen. Er hat unzählige Möglichkeiten; eine muss er wählen.

Im Jesusgebet der Mönche auf Athos: «*Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner*», ein Leben lang im Rhythmus des Atems wiederholt, kann sich die Schau des «*unerschaffenen Lichts*», des immerseienden Gottes öffnen. Alles um sich durchdringend, sich zu eigen machend, sich zum Organ anverwandelt, transzendiert die kleine Meditationsformel allmählich die Schranken des hinfälligen Körpers und seiner Sinne. – Sprache als Zauber und Inkantation: Urerfahrung der Kinder, des Menschen, in magischen Formeln, Mythen, Gesängen, ja, den Sprechern meist unbewusst, in verbalen Riten des täglichen Lebens, des Sports etwa. Sprache als Evokation, als insistierende Nennung von Welt, etwa bei *Marcel Proust* oder in *Joyce*' «*Ulysses*». – Sprache der Liebe: auch sie setzt einen Beginn. In ihr durchschauen das Hingezogen sein, die Hingabe an ein andres Ich alles fraglos für richtig und gut Gehaltene; ja, diese Sprache lässt hinter dem Geliebten noch

einmal jenes unerschaffene Licht aufscheinen, von dem eben die Rede war. Die Sprache der Liebe ist weder durch Ideologien, Philosophien, Slogans, Propaganda oder Reklametricks zu täuschen, denn die Liebenden sind aus der winzigen Welt hinaus ins Ganze der Schöpfung gefallen, die sich im Geliebten verkörpert hat. Diese Erfahrung macht sie hellhörig für Verführungen und immun gegen Inhumanität. Die Sprache der Liebe ist *a priori* subversiv.

Was ist denn nun Sprache, dieses Zeichensystem, das der Wirklichkeit ebenso kritisch wie fasziniert, ebenso hilflos wie mächtig, ebenso uneigentlich wie zauberisch gegenübersteht? Sie ist Setzung in Freiheit, Freisetzung von bisher noch nicht wirklich Gewordenem. Sprache, dieser winzige, sich ständig erweiternde und vertiefende Bruchteil der Wirklichkeit, ist genauso wirklich wie deren grosser nichtsprachlicher Rest. Sie ist jedoch noch mehr. Nicht hinreichend im Benennen des Wirklichen, unangepasst, marginalisiert, ist sie imstande oder könnte sie doch fähig sein, innerhalb des eigenen Zeichensystems die Wirklichkeit zu prüfen, zu hinterfragen – und zu übersteigen.

Hier würde sich die Frage nach der Wahrheit sprachlicher Aussagen anschliessen, also nach der Objektivierbarkeit der systeminternen Relationen der Zeichen untereinander. Sie muss hier ausgeklammert bleiben.

Frei wird Sprache und befähigt zur Freisetzung, ja Setzung neuer Inhalte durch den Rhythmus, darin sie, darin wir als ihre Träger Teil am Schöpfungsvorgang haben. Sprache ist als verkörperter, lautgewordener Rhythmus – nicht anders als Musik – Ahnung von Zusammenhängen, die oft erst viel später, etwa von der Wissenschaft, erhellt werden. Wer von Gott redet, wer Gott sucht, anruft, der spricht vom Faszinosum, das heute die Kernphysik, die Astronomie, die Mathematik, die Mikrobiologie und die Gentechnologie in immer neue Bereiche treibt und lockt.

Am Ende des 1. Akts von Richard Wagners *Parsifal* finden sich zwei enigmatische Verse, gesungen von Parsifal und Gurnemanz:

«*Ich schreite kaum, doch wähn ich mich schon weit.*»

«*Du siehst, mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit.*»

Reimzwang oder blitzhafte Einsicht eines Augenblicks oder Exzerpt aus Wagners Studien der Veden und Upanishaden? Kaum zu entscheiden. Wie immer: der theoretische Beweis für die Richtigkeit dieser Aussage, welche die Newtonsche, auf Gleichzeitigkeit im Raum beruhende Physik ihrer Allgemeingültigkeit beraubt und auf ein kleines Raumsegment beschränkt hat, ist vor 86 Jahren durch Albert Einstein geleistet worden.

Zum Schluss sei das Versprechen des Anfangs eingelöst. Was meint Gertrude Steins Gedicht «*A rose/is a rose/is a rose*»? Die Aussage steht, fast axiomatisch, auf dem scharfen Grat, auf dem fortschreitend Sprache ihr

Gleichgewicht zu wahren versucht, ein labiles Gleichgewicht, das ständig verlorengelht und neu zu erringen ist.

«*A rose / is a rose / is a rose*» ist eine Aufforderung – auch eine magische Bitte –, dem Geschöpf Rose, überhaupt jedem Geschöpf, sein Existenzrecht nicht zu schmälern, es in sich bestehen und ruhen zu lassen, genau wie es zweieinhalb Jahrhunderte früher der Cherubinische Wandersmann ausgesprochen hat:

*«Die Ros ist ohn warum; sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.»*

Im bewussten Aussprechen der Worte aber bekennt sich das Gedicht der Amerikanerin zu der Aufgabe, die dem Menschen als reflektierendem, Zeichen setzendem Wesen gestellt ist: zu nennen. Wenn dem nicht so wäre, hätte Gertrude Stein in ihrer Kargheit geschwiegen.

(Vortrag, gehalten am 21. Mai 1992, vor der Stiftung Weimarer Klassik, Weimar.)

«Bei Pessoa gelesen: <Was wir sehen, ist nicht das, was wir sehen, sondern das, was wir sind.>

Lange darüber nachgedacht, was das bedeuten könnte, aber bloss herausgefunden, dass die beiden das wirklich überflüssig sind.»

Walter Vogt, in: «Schock und Alltag.» Tagebuchroman.
4. Band der Werkausgabe, Verlag Nagel & Kimche,
Zürich/Frauenfeld 1992.